

Christian Mürner/ Udo Sierck (Hrsg.)

Behinderte Identität?

Stoff und Kristall - Blinde Schönheiten und Identität

1. Einleitung

Viel ist über Identität geschrieben worden. Viel ist Identität analysiert worden: man unterscheidet verschiedenste Aspekte von Identität, persönliche Identität, soziale Identität, Ich-Identität, Gruppenidentität(en), kulturelle Identität. Im Grunde hat jeder Mensch nicht mehr nur eine Identität, sondern mehrere, je nachdem, in Relation zu welcher Gruppe er/sie sich gerade versteht. Postmodern ist Identität nicht mehr als etwas Stabiles zu verstehen, sondern als eine sich wandelnde Definition seiner selbst, wenn überhaupt noch eine solche Definition möglich ist. Wir sprechen von Identitätspolitik. Das meint den Umgang mit Identität bei sich selbst, mit anderen, ähnlich gesinnten zusammen und vor allen im Aushandeln verschiedener Identitätsentwürfe im sozio-politischen und sozio-kulturellen Raum. Also geht es beim Thema Identität um Management von Identität, um Trennungen und Gemeinsamkeiten.

Wie auch immer. Identitätskonzepte sind keine reinen geistigen Gebilde. Sie sind auch nicht bloß sozial konstruierte, geistige Konzepte. Sie sind vielmehr sensuell verkörperte Konzepte, die im sozialen Raum individuell konstruiert sind.

Ein sinnliches, sich selbst positiv bewertendes und wahrnehmendes Selbstkonzept ist die eigene Schönheit als sinnliche Identität. Ein Konzept, das andere Men-

sehen, Lebewesen, Teile der Welt oder dies alles zusammen positiv bewertet und wahrnimmt ist Schönheit.

Herkömmlich würde man solche sinnlichen Konzepte Bilder oder ikonisch-metaphorisch nennen. Nur steckt in diesem Termini schon eine kulturelle Wertung: nämlich, dass sinnliche Schönheit sich allermeist und vorrangig visuell ausdrückt. Und zwar sowohl auf der Ebene des fleischlich Wahrgenommenen als auch auf der Ebene des gedanklich Imaginierten, Vorgestellten. Dies ist aber ein am Normalismus (Waldschmidt 2007) orientiertes Denkschema, welches eben zwar durchaus seine Richtigkeit hat, die sich aber lediglich innerhalb der Grenzen des Normalismus abspielt. Im Rahmen der Disability Studies, die gängige Denk- und Wahrnehmungsweisen herausfordern, muss hier weitergedacht, wahrgenommen und gefühlt werden.

Daher möchte ich hier zum einen beschreiben, was bestimmte Menschen und eine bestimmte Gruppe unter ihrer eigenen Schönheit verstehen, wie sie diese wahrnehmen und wie sie diese kultivieren. Ich möchte aber lieber „eigensinnige“ Schönheit sagen, denn das Eigene hat Sinn, nämlich den Eigensinn. Hier werden die Disability Studies zur Soziologie, denn es reicht nicht aus, kulturwissenschaftlich Kritik an bestehenden Denk- und Wahrnehmungsmustern ex cathedra zu leisten, soziale Praktiken wollen rekonstruiert werden. Ziel ist hier die Emanzipation von kulturell und sozial benachteiligtem Minderheitssinn.

Zum anderen möchte ich das kritische Potenzial dieses alternativen Wahrnehmungs- und Begriffsentwurfes für die normale, Mainstream-Konzeption von Identität und Schönheit sowohl im Alltagsverstand als auch in den

Wissenschaften - die ja beide miteinander verbunden sind - aufzeigen. Hierdurch können einmal ideologische Verzerrungen in beiden Domänen aufgezeigt werden. Weiterreichendes — gewissermaßen praktisch-politisch aufklärerisches Ziel ist hier zweitens über die Emanzipation von Minderheitssinn hinaus Verstehensmuster aufzufinden, welche den Deutungshaushalt unserer, ja gemeinsamen Kultur und Gesellschaft bereichern können.

2. Blinde Schönheit

Die Schönheit der Augen und die Schönheit all dessen, was durch die Augen dringt. Die Liebe auf den ersten Blick, die Augenweide, die Pracht allen Schmuckes und die Grazie eines geschmeidig sich bewegenden Körpers. Aber auch die melodische Stimme und das weiche Gefühl. Wie steht dies miteinander in Beziehung? Die Vergänglichkeit der Schönheit und was bleibt, wenn der Glanz vergangen ist.

Wo liegt Schönheitjenseits eines oft trügerischen und oberflächlichen Anscheins?

Kann es in unserer visuell geprägten Kultur überhaupt eine nicht visuelle Schönheit geben?

Welche Chancen bieten sich ihr und welche Probleme hat diese zu gegenwärtigen?

Das sind Fragen, die jede betreffen, die ein Verhältnis zur eigenen Schönheit hat. Das sind gesuchte Antworten, die eigentlich jeden angehen, nimmt man einmal die harten Asketen der Welt- und Selbstentsagung aus. Schönheit sehen und sie nicht sehen sind zwar zwei verschiedene Sachverhalte, sie sind aber mannigfach

ineinander verwoben. Und dies für Sehende wie für Sehbehinderte und Blinde.

In besonderer Weise aber wird diese Thematik aus blinder bzw. sehbehinderter Perspektive akzentuiert. Verlust oder gradueller Mangel des Visuellen macht die visuelle Konstruiertheit von Schönheit deutlich. Visuelle und nicht visuelle Schönheit fallen hier auseinander oder weisen mindestens einen Bruch auf. Die sozial konstruierte Einheit von Schönheit in all ihren sensuellen Dimensionen wird gefühlt in Frage gestellt und als persönliche Krise empfunden. Jener Bruch wird zur Identitätskrise. Und daraus erwächst als Krisenbewältigung und neue Identität eine nicht-visuelle Neukonstruktion von Schönheit als individuelle und Gruppenentwurf, welche Alternativen aufzeigt.

S. Berührungsanstöß gegen Flirtgemeinschaft

Zunächst einmal aber beginnt das blinde oder sehbehinderte Ich damit, dass es trotz seiner visuellen Anpassung im Hinblick auf die meisten sozial gängigen Bewertungsstandards doch einen scheinbaren Makel in seiner visuellen Performance feststellen, eine Stigmatisierung (Goffman 1975) konstatieren muss:

„Ich war wirklich attraktiv: groß, schlank, blond, sexy und jung. Bei einem Griechenlandurlaub bemerkte ich dann, dass die Kellner mich anfänglich intensiv anflirteten, aber damit sofort aufhörten, wenn sie meine Blindheit bemerkten. ... Das war schmerzhaft für mich und ich fühlte mich richtig diskriminiert und aus der Flirtgemeinschaft der normalen Menschen ausgeschlossen. ... Viele Männer sind anfangs überfordert und können

nur meine Blindheit wahrnehmen. So passierte es mir öfters beim Fortgehen, dass ich gerne flirten wollte und mir stattdessen die Kranken- und Leidensgeschichten anhören musste. Oder jemand forderte mich zum Tanzen auf und brachte mich nach kurzem wieder zurück, weil er dann meine Behinderung merkte." (Weinrichter 2009)¹

Vielleicht wendet hier jemand ein, dass Flirten ja ein visuelles Geschehen sei. Sicher, das gehört dazu. Dennoch ist flirten ein multisensorisches Ereignis, das weit übers Blicken hinausgeht. Sprachliches, Stimmliches, Geruchshaftes und Taktil-Gestisches gehören wesentlich dazu. Die Vermeidung des Flirtens seitens sehender Männer wird hier daher zurecht als im Verhalten praktisch vollzogener Ausschluss gewertet. Ein Ausschluss, dem sogar auch ein Defizit vorausgeht. Dies liegt allerdings in Kontrapunktierung traditioneller normalistischer Perspektiven auf Seiten nicht der sehbehinderten Frau, sondern auf Seiten der sehenden Männer.

Wer ist also eigentlich blind im Sinne einer lebenspraktischen Verkennung von Seins- und Handlungsmöglichkeiten? Können Blinde es überhaupt sein oder können nur Sehende blind sein? An diesem Paradox wird bereits hier ahnbar, dass es eigentlich gar nicht um die materielle oder physische Blindheit geht. Eher geht

1: In diesem Buch haben 15 Frauen - vornehmlich aus Deutschland aber auch aus Österreich und Israel im Alter zwischen 35 und 79 Jahren, ihre persönlichen Erfahrungen mit dem umfassenden Komplex der Schönheit in Textform niedergelegt. Die Autorinnengruppe veranstaltet gelegentlich Lesungen ihrer Texte. Informationen zu dem als Hörbuch zu erhaltenden Buch unter www.captain-handicap.de.

es um das blinde Vergessen eigenen, nicht visuellen Seins. Wollen wir es die Blindheit Sehender nennen? Dann hätte hier selbst die Blindheit Sehender eine positive Seite. Es wäre nicht das Übersehen des nur allzu Sichtbaren, sondern das Übersehen des Unsichtbaren und dies erscheint relativ verzeihlich. Zumindest für Sehende. Für Blinde sieht das Übersehen des Unsichtbaren wieder anders aus, problematischer. Aber lassen wir dies hier beiseite. Insgesamt, beide Seiten betreffend: Es geht um jeden einzelnen Zuhörer und jede einzelne Zuschauerin und alle Begreifende in ihrem Verhältnis zu sich selbst. Zu der eigenen Schönheit, hell oder dunkel, von sich aus der eigenen Haut heraus oder von anderen her in deren Augen, Ohren oder Nasen und Hände.

Die Interaktion und Kommunikation der blinden Schönheit mit dem herrschenden sehenden Bewusstsein von der Schönheit in der Gesellschaft - die in ihrem ersten Stadium am besten mit dem Begriff Konfrontation fassbar wäre - ist am ehesten mit den gegensätzlichen Polen Berührungsangst gegen Flirtgemeinschaft zu bearbeiten. Die Blinden und Sehbehinderten insistieren auf der Flirtgemeinschaft mit den Sehenden. „Die Berührungsängste liegen bei den sehenden Menschen.“ (Stawitzki zitiert in: Saerberg 2010) Das Verhalten der sehenden Zuhörer bei Lesungen der Autorinnengruppe ähnelt dem Vermeidungsverhalten von Kindern vor dem eigenen Spiegelbild, oder soll man es lieber mit der Katze vergleichen, die um den heißen Brei herum-schleicht: Obwohl das sehende Publikum bei den Lesungen der blinden Schönheit immer fragt, wie Blindheit beschaffen ist, wie die Intensität der Wahrnehmung ist, wie groß das Vertrauen in die Umwelt ist, wie die Verän-

derung der visuellen Vorstellungskraft durch erblinden ist und wie Blinde träumen, beantworten die tapferen blinden Frauen diese Fragen nimmermüde und man wundert sich, wann ihnen endlich einmal der Geduldsfaden reißt! Wie ist denn der Traum der Sehenden beschaffen? Woher kommt ihre nicht-visuelle Schönheit? Oder sollte diese rein visuell, von Innen aber hohl sein?

Wir wollen es nicht hoffen und glauben es eigentlich auch gar nicht. Manchmal aber entschlüpft Marina Stawitzki doch ein Aphorismus wie jener: „Es gibt Handtaschen, die sind hässlicher als der Blindenstock“, (ebenda) der die gängige Rollenverteilung und die eingeübte Wertehierarchie wie ein Gongschlag trübt.

Innen und Außen sind innerhalb dieses Stadiums der Konfrontation zwei Begriffe, die die entgegengesetzten Pole eines Spannungsverhältnisses anzeigen. In einem Interview sagt Marina Stawitzki: „Mit meinem Aussehen versuche ich, mein Innerstes nach Außen zu kehren.“ Sie hofft, dass ihre „Herzenswärme ankommt“. Sie unterstreicht die Flirtfähigkeit blinder Frauen: Sie „haben ihren Reiz“, sind „hochsensibel, sehr gefühlvoll“. (Stawitzki zitiert in: Saerberg 2010) Innen ist dieser eigene Wert, Außen die soziale Stigmatisierung, jene Berührungangst, welche die Flirtgemeinschaft zu vermeiden sucht. Der soziale Konflikt, der von Weinrichter als Diskriminierung disqualifiziert wird, zeigt die Unausgewogenheit zwischen Innen und Außen an: Äußerlichkeit der Einschätzung als defizitär gegen innere Stärken und Fähigkeiten. Das „richtige Selbstbewusstsein“ ist „von Innen aus mir selbst heraus“ (Reetz zitiert in: Saerberg 2010) und vermag sich gegen die von Außen her beschädigte Identität, nichts anderes bedeutet ja Stigma, zur

Wehr zu setzen. Dies ist der erste Auftritt des Paares Innen und Außen², in der Gestalt des Konflikts. Wir werden ihm noch öfters begegnen, später in weniger gegensätzlicher Gestalt, wesentlich versöhnlicher. Innen und Außen ist wie eine Kiste, die beim Öffnen eine weitere Kiste offenbart und immer so fort.

Der eigene Wert ist da, erkannt auch, sogar eingefordert, dennoch aber noch im Hintertreffen, das Visuelle spiegelt Überlegenheit auf die Fassade der eigenen Performance. Gehen wir dem allen nicht auf den Leim, aber weiter auf den Grund.

4. Spiegelungen

Hier werden wir auf jenen Kristallisationspunkt visueller Kultur der Schönheit im wahrsten Sinne des Wortes aufmerksam werden: Den Spiegel. Er wird uns in mannigfacher Gestalt und Form begegnen, als materielles Ding eingepasst in soziale Kontexte und sozialen Raum, als soziale Praxis des Spiegelhabitus, als alltägliche Interpretationsleistung sich spiegelnden Verhaltens und als individueller Vorstellungs- und kollektiver Mytheninhalt und schließlich als Metapher wissenschaftlichen Denkens. Als reiner Vorstellungsinhalt wirkt er nach im Konzept des inneren Auges.

Zunächst wirkt er negativ, im Verlust des Spiegelbildes und der daraus resultierenden stigmatisierten Iden-

2: Im Übrigen ist dies ein Gegensatzpaar, das in unserer Kultur allgemeine Verbreitung hat. Viele Begriffe in den Wissenschaften und in der populären Kultur arbeiten damit oder mit von ihnen abgeleiteten Begriffspaaren. In den Literaturwissenschaften spricht man von einem Topos, also einem sehr gängigen Denkmuster innerhalb einer Kultur.

tität. Unsere moderne Welt ist verspiegelt. In Pfützen, Autospiegeln, Fenstern, Schaufenstern, zu Hause: im Badezimmer, in der Garderobe, der große, der Handspiegel, der Spiegel für den letzten Blick.

Wir leben wortwörtlich in einer Kultur der Spiegelung. Der Spiegel ist das sinnreichste Hilfsmittel unserer visuellen Gesellschaft: Er erlaubt die Selbstkontrolle und die Erfolgsüberprüfung eigenen Verhaltens. Dadurch wird die Nachahmung von zur sichtbaren Schau gestellten Körpern und Gesten überhaupt erst möglich. Die Spiegel werden so zum Versprechen eigenen Selbstvertrauens und eigener Schönheit, zum Bewusstsein der sich Betrachtenden selbst.

So schildert etwa eine Sexworkerin ihr Verhältnis zum Spiegel:

„Ich muss mich angucken, wenn ich fertig gemacht bin, wie ich aussehe: dass ich gut aussehe, für meinen Job: Haare sitzen, Make-up gut drauf sein, was ich anhab. Wenn das alles passt, dann guter Tag.... Ich hab Spiegel am Fenster ... und ich hab nen großen Spiegel im Zimmer stehen und einen Spiegel im Bad. ... weil ich mich komplett sehen kann, von Kopf bis Fuß.“ (zitiert in: Saerberg 2010)

Der Körper soll auf vorgegebene Weise schön sein. Und daher muss er gespiegelt und visuell kontrollierbar sein. Die visuelle Kontrolle bezieht sich auf die visuelle Schönheit, die taktile wird gar nicht thematisch: Weitere Berührungen des Gesichts würden das Make-Up verschmieren und Anfühlen des Haars würde die Frisur aus ihrem festen Sitz heben. Rouge wird nicht der Berührung wegen aufgetragen, das Haare kämmen hat nichts mit dem personalen Grooming (Goodall 1971) zu tun,

wie es am besten von den Primaten bekannt ist. Taktile Schönheit ist sowohl aus dem Prozess der Erzeugung von Schönheit als auch aus ihrer Rezeption ausgeschlossen.

„Als Teenager habe ich mir selbst stundenlang in die Augen geguckt. Das habe ich so sehr gemocht: Vor dem Spiegel zu sitzen und mir selbst in die Augen zu gucken, weil ich fand, dass ich sehr schöne Augen hatte, meinen Blick liebte und übte. Es gefiel mir, mich x-mal umzuziehen, um zu sehen, wie ich wirke. Am meisten liebte ich aber mein Gesicht, meine Haare, mein Gang, meine Wirkung und dies schaute ich mir stundenlang an. Ich habe mir Blicke in Filmen abgeguckt und diese eingeübt, Gestiken abgeguckt und eingeübt, Blicke und Blickkontakt.“ (Herrmann 2009)

Wer aber als Blinde aus dem Spiegel und der visuellen Schönheitskonstruktion herausfällt, verliert ihr Selbstbewusstsein und fühlt sich stigmatisiert. Heike Herrmann thematisiert die Trauer bei der allmählichen Erblindung: Die Spiegel werden matt, der Spiegel antwortet nicht mehr, der Wunsch, den Menschen in die Augen zu schauen, um Antwort über das eigene Aussehen zu bekommen.

Aber was ist das eigentlich, ein Spiegel? Gibt es etwas, das ebenso ephemere und ungreifbar ist wie ein Spiegelbild und dennoch so handgreifliche Folgen für das eigene Befinden hat?

Der antike Mythos des Narziss schon erzählt die doppelseitige Beziehung der Menschen zu ihrem Spiegelbild. Von hier leitet sich der Begriff des Narzissismus ab, eines sich selbst bewundernden, selbstverliebten und eitlen Umgangs mit der eigenen visuellen Person. Narziss ist jung, schön und eitel. Er weist viele Verehrer und Ver-

ehrerinnen zurück. Darunter befindet sich auch Echo, eine Nymphe, die von der Göttin Hera der Sprache beraubt worden ist. Ihr ist nur die Fähigkeit geblieben, die letzten an sie gerichteten Wörter zu wiederholen. Eines Tages, als Narziss im Wald jagt, folgt Echo ihm leise durch das Unterholz. Das Liebesgeständnis Echos scheitert tragisch-komisch am Unvermögen der Sprache. Daher verschmäht Narziss sie grausam und Echo versteckt sich gedemütigt in einer Höhle. Dort verkümmert sie liebeskrank. Sie bleibt nur noch Widerhall von Stimmen. Ihre hageren Gebeine werden zu den Felsen, die das Echo zurückwerfen.

Hier klingt schon in der antiken Kultur des Abendlandes eine Vorliebe für das Sehen gegenüber dem Hören und Sprechen an. Was Sprache nicht vermochte, liegt in der Macht der Blicke. Aber dieser Sieg ist auch eine Niederlage: Als Narziss sich bei einem Gewässer niederlässt, verliebt er sich durch bösen Zauber einer Göttin in sein eigenes Spiegelbild.

Es gibt mehrere Varianten des sich nun anschließenden Dramas: Ovid erzählt, dass Narziss die Unerfüllbarkeit seiner Liebe erkennt, woraufhin er sich mit einem Dolch ersticht. Eine Variante berichtet davon, dass der in sein Spiegelbild vernarrte Narziss durch göttlichen Willen bestraft wird. Ein Blatt fällt ins Wasser und durch die aufkreisenden Wellen wird sein Spiegelbild verzerrt. Schockiert von seiner zerstörten Schönheit stirbt Narziss.

Eine andere Version versetzt den Narziss in einen beinahe unschuldigen Zustand, in dem er noch gar kein visuelles Bewusstsein seiner eigenen Person hat. Narziss verliebt sich in sein Spiegelbild, das er nicht als solches erkennt. Er will sich mit ihm vereinigen und ertrinkt bei

dem Versuch. Diese Version des Mythos ist schon die Grobskizze der psychoanalytischen Theorie von Jacques Lacan. Dieser spricht vom Spiegelstadium, in dem sich zuerst das menschliche Ich herausbilden soll. (Lacan 1991) Durch die visuelle Gesamtschau seines Körpers im Spiegel soll das Kind erstmals eine einheitliche und nicht zerstückelte oder in Einzelteile zerfallende Konzeption seines Körpers entwickeln, (vgl. Tervooren 2003) Nach Lacan beginnt das Kind in der Zeit zwischen dem 6. und dem 18. Lebensmonat sich selbst in einem Spiegel zu erkennen und mit dem Spiegelbild zu identifizieren. Von nun an verändert sich der Blick auf das eigene Selbst. Einhergehend mit der psychischen Geburt des Ichs ist das Spiegelstadium für Lacan zugleich aber der Beginn einer Entfremdung. Denn im Spiegel identifiziert sich das Kind mit etwas an einem Ort, an dem es sich nicht befindet, nämlich mit seinem Bild im Spiegel. Deshalb ist das Erkennen im Spiegel zugleich ein imaginäres Verkennen.

Spiegel haben also einen Hang, das Zentrum des Ichs aus dem eigenen Leib herauszuziehen und in einen ihm fremden Ort - Wasser oder Glas - zu verlegen.

Hat Lacan aber mit seiner ersten Grundannahme wirklich Recht? Geht dem Spiegelbild tatsächlich keine Empfindung des eigenen Selbst voraus? Ist das Sehen wirklich der Erfinder des Selbstbewusstseins?

„Ich mag mein schönes, volles Haar und ich wühle es gerne mit meinen Händen. Auch meinen Körper mag ich und berühre ihn gerne. Als Teenager saß ich im Sommer oft auf versteckten Badeplätzen am Flussufer. Dort lauschte ich dem Rauschen des Wassers, träumte vor mich hin und betrachtete und berührte zufrieden mei-

nen schönen, schlanken Körper." (Weinrichter 2009)
Dieses kurze Zitat aus einem Text von Monika Weinrichter wirkt wie ein bewusster Gegenentwurf zum Narziss-Mythos. Der Fluss wird nicht wie bei Narziss zur Projektionsfläche des Spiegelbilds sondern spendet Atmosphäre, fast wie ein Urbild für den Klang des eigenen Blutkreislaufs, des eigenen Lebenszyklus. Dieses Fließen kann durchaus eine Wahrnehmung seiner selbst sein und ein Bewusstsein dieses Selbst bewirken. Ein dynamisches und energetisches Selbst.

Und dann die Berührungen des Haares und der Haut mit den eigenen Fingern und der eigenen Hand. Tastende und Betastete sind die gleiche Person. Diese beschäftigt sich mit sich selbst in einem Vorgang des sogenannten „Autogroomings“ - der eigenen Körperpflege wie sie Verhaltensforscher bei Primaten und vielen anderen Tieren festgestellt haben. Hier aber bleiben beide - Berührende und Berührender - anders als bei der Imago des Spiegelbilds reale fleischliche Personen. Es gibt also noch eine andere, durch das Selbstberührungstabus erschwerte Beziehung zu sich selbst, die völlig übersehen worden ist, weniger distanziert, sondern im Tasten vereinigend.

Ist denn dieses eigene erspürte und erhörte Selbstgefühl wirklich dem Spiegelbild zeitlich nachgeordnet? Wie könnte denn überhaupt ein Blick eine Gesamtheit des Körpers erschaffen, wenn diese nicht schon längst empfunden worden wäre?

Darf man nur dem Visuellen ein Bewusstsein seiner Selbst zusprechen?

Dem Tasten und Hören einen minderen Status des Selbstgefühls?

Wie wenig real ein Spiegel ist, wie stark imaginär vielmehr die Beziehung zu ihm ist, zeigt die Erfahrung, die Marina Stawitzki aufgeschrieben hat.

„Immer, wenn ich vor dem Spiegel stehe, kommt mein inneres Auge zum Vorschein und ich habe jedes Mal das Gefühl, sehen zu können und deshalb gelingt es mir ausschließlich vor dem Spiegel, mich zu frisieren und zu schminken, ohne mich zu vertun.“ (Stawitzki 2009)

Spiegel sind also ein Vielfaches: Einmal sind sie materielle Gegenstände, die in realen Räumen, in öffentlichen wie in privaten, angebracht werden. Sie haben eine bestimmte Größe und einen Ort. Hier sind sie visuell betrachtbar und visuell spiegeln sie zurück. Sie sind als materielle Dinge entweder mit der eigenen Hand manipulierbar wie ein Taschenspiegel oder fest installiert und dadurch manipulierbar nur durch den Tanz mit dem eigenen Körper, den man davor aufführt, um sich posierend visuell zu erhaschen.

Dieser Tanz aus Gestik, Positionen, Mimik und Blicken ist der soziale Habitus, der sich um den Spiegel schart und das Spiegelbild praktisch handelnd erschafft. Man weiß und erkennt und übt es an seinem eigenen Spiegelbild, was welche Art zu blicken, dem Blick auszuweichen oder wegzuschauen, das Gesicht zu verziehen und was welche Körperhaltung zu besagen hat: wie der alltägliche Beobachter dieses oder jenes Verhalten zu interpretieren hat und man richtet seine eigenen Gesten und Mimiken danach aus.

Was der Spiegel spiegelt, ist mehr ein Gedankending denn ein reales. Es sitzt im eigenen Bewusstsein als Vorstellung von sich, die aber tatsächlich auch ungesehen

von physischen Augen manipulierbar ist. Man erzählt sich obendrein Mythen und Legenden von Menschen aus alten Zeiten und was mit ihnen geschah, als sie ihr Spiegelbild erblickten.

Nimmt man alles dies zusammen, dann erhält man einen lebendigen Eindruck davon, was die visuell elaborierte Kultur des Spiegels und des sich Spiegeins ist.

Von einem Spiegelstadium zu sprechen und dies als Namen für ein Stadium innerhalb einer allgemein menschlichen Entwicklungspsychologie anzusetzen, ist ein Fehlschluss, der von einer soziokulturellen und historisch gewachsenen Besonderheit auf ein vorgeblich allgemein menschliches Charakteristikum zielt. Er vergisst sowohl die materiell technologischen Voraussetzungen für die Produktion von Spiegeln als auch die sensuell-sozialen Praktiken des Spiegelhabitus, (vgl. hierzu auch Gottschalk 2008) Die Allgegenwart des Spiegeins konstruiert auch die wissenschaftlichen Begriffe. Sicher mag man einwenden, dass „Spiegel“ nur die Metapher für den gemeinten Vorgang ist und nicht wörtlich genommen werden darf. Aber diese Metapher vereinfacht den Vorgang in mit wissenschaftlicher Klarheit unverträglicher Weise. Sie wird generell angesetzt und wirkt andere Metaphern ausschließend.

Bewirkt nicht das Betasten und Erfühlen des eigenen Körpers auch eine ganzheitliche Ich-Vorstellung?

Kann man nicht auch vom Ich in der eigenen Hand sprechen?

Auch hat sich die Entwicklungspsychologie des Spiegels als Operationalisierungsmethode für ihre Theorien bedient und damit folgt sie der in unserer Spiegelkultur nur allzu wohlfeilen Spiegelmaterialität: Das Verhalten

des Kindes vor dem Spiegel gilt als Indikator für seinen Entwicklungsstand:

Kann es etwa einen auf seiner Nasenspitze vom Forscher angebrachten und am Spiegelbild beobachteten Rougefleck am eigenen Körper berühren oder als visuelles Pendant der Berührung zeigen? Oder weist das Kind gegenüber seinem Spiegelbild lediglich Playmate-Verhalten auf, betrachtet es sein Spiegelbild also als wäre es ein anderes Kind? Oder zeigt es Unsicherheit über den Status des eigenen Spiegelbildes und versucht diesem Anblick auszuweichen? (vgl. Bischof-Köhler 1989)

Hier wird fassbar, inwieweit die Entwicklungspsychologie ein sensuell-epistemisches Regime (Foucault 1978 und 1988) bildet: Die materielle Verfügbarkeit und soziale Allgegenwart von Spiegeln, die soziale Vertrautheit des Spiegelhabitus, die leichte öffentliche Zugänglichkeit von Spiegeln und Spiegelhabitus treffen sich mit der Beobachtbarkeit und Interpretierbarkeit dieses epistemischen Gegenstandes. Der Spiegelhabitus des Kindes wird auf der Grundlage ganz alltäglicher Deutungsmuster visuellen Verhaltens vom Forscher verstanden. Aber gerade die Berechtigung jener Anwendung alltäglicher Deutungen beim Kind steht ja in Frage. Die Wissenschaft fördert als Resultat nur dasjenige zu Tage, auf dessen Grundlage sie als Voraussetzung nur argumentieren kann. Sie ist zirkulär und ich meine nicht, dass wir es mit einem fruchtbaren Zirkel - etwa im Sinne des hermeneutischen Zirkels - zu tun haben.

Man sollte in den Wissenschaften vielmehr nach alternativen Konzepten und Habitus der Ich-Entwicklung in sinnlicher Dimension suchen. Ich will diese Archäologie hier im Weiteren einmal exemplarisch betreiben.

5. Die Stoffe

Wir werden dem Spiegel hier eine Alternative entgegen setzen im sensuellen Konzept des Paars Hand und Gefühl gegen betrachtendes Auge.

„Als ich mein Gesicht nicht mehr richtig im Spiegel erkannte, war ich nicht mehr schön. Einfach so war es vorbei, das Gefühl, eine gut aussehende Frau zu sein. Meine Umgebung verschwand Stück für Stück und synchron wurde ich immer unsichtbarer. Alle figurbetonten Kleidungsstücke wanderten in einen Sack und ich kaufte mir große, weite Sachen. Ich rollte mich regelrecht ein in meiner weiten Kluft, glaubte dadurch, noch unsichtbarer zu werden. Aber erstaunlicherweise geschah genau das Gegenteil: Ich hatte Platz in meiner Kleidung, Platz, mich aufzurichten, mich zu strecken. Ich begann, den vielen Stoff um meine Unsichtbarkeit zu wickeln und ich bekam wieder Konturen.“ (Reetz 2009)

Viola Reetz berichtet in ihrer Erzählung „Die Konturen des Unsichtbaren“ von einer sie selbst überraschenden Entwicklung. Aus der Trauer über das Schwinden des Spiegels wird ein Hineinwachsen in neue Kleider, die Anfangs zu groß, dann aber mehr und mehr passend sind. Aus dem Verlust wird sogar die Chance zu Neuem, vorher Unerträumtem und Ungewolltem: Eigene Projekte, die aus dem Innenraum ihrer Person entspringen und weit über dasjenige hinausgehen, was die zuvor vom Äußeren, visuellen motivierten Vorhaben entworfen haben.

Sachen haben hier zwei Bedeutungen: Die neuen, weiten Sachen, in die sie sich hüllt und die neuen Sachen, die sie nun anfangt. Der Stoff um die Unsicht-

barkeit wird zum Stoff, aus dem sich neue Träume machen lassen. Der Stoff ist nichts Visuelles mehr, er liegt auf der Haut und gleitet durch die Finger. Er ist die Wirklichkeit der eigenen Kleidung und die Fantasie der neuen Sachen, die sich die Autorin einfallen lässt.

Stoff hat zudem einen sinnlichen Doppelcharakter: Er ist zum einen anfühlbar für die eigene Hand. Sie tastet sanft gleitend über das Äußere des Stoffes, der sich um den eigenen Körper hüllt. Die eigene äußere Kontur des Körpers wird dadurch tastend nachvollziehbar.

Was von Außen her mit der Hand betastbar ist, liegt zum anderen aber auch gleichzeitig spürbar auf der Körperhaut. Unterm Stoff tastet in öffentlichen Räumen in der Regel nicht mehr die eigene Hand, sondern vielmehr die eigene Körperhaut von Innen her. Eigenwärme und Eigengeruch unterstützen dieses Eigenempfinden und komponieren die Privatheit, das Innere selbst bei Ausflügen ins Öffentliche.

Der Stoff bildet dabei die Grenze zwischen diesen Bereichen. Von Außen her ist er sichtbar, von der Hand betastbar und erhält Wärme aus Lichtquellen und von Heizungssystemen her. Von Innen fühlt, wärmt und durchdringt ihn geruchlich der eigene Körper. Das betastete Ich spaltet sich also genauso wie das Ich im Spiegel in eine innere Dimension - in der Tradition von Mead (1968) spricht man vom „I“ - und in eine äußere Dimension, - entsprechend das „Me“ in den Worten Meads. Eigener Ich-Standpunkt und Selbstdistanzierung wirken hier also gleichwohl zusammen, allerdings in einer weniger polarisierenden Weise wie beim metaphorischen Modell des Spiegel-Ichs: Betastetes äußeres Ich und erfülltes inneres Ich liegen viel näher beiein-

ander, sind hauchdünn voneinander geschieden oder durch dicke Hüllen voneinander unterschieden, aber eben sehr variabel. Das Ich im Stoff schiebt sich hier also vor das Ich im Spiegel. Dem überwundenen Spiegelstadium folgt das neue Stoffstadium. Aber ist es tatsächlich so neu? Fühlt und tastet nicht auch schon das Kleinkind?

Zwischen diesem Innenraum eigener privater Identität und dem großen, sozialen öffentlichen Raum bilden sich aber auch noch Mischräume, in denen sich das Innen ins Außen ausstülpt und umgekehrt, das Außen nach Innen greift. Spiegel und Stoff treten hier in Wechselwirkung und ins Gespräch. Dort wird der tastbare Stoff und der Ort, an dem man ausgiebig diesem Stoff nahekommen kann, zu einer ganz realen Utopie für Heike Herrmann.

„Ich würde gern einmal shoppen gehen, und die unmöglichsten Sachen anprobieren, ohne dass mich jemand dabei sieht, ohne dass immerjemand mitguckt. Einmal als sehbehinderte Kundin entdeckt, darf man ja nichts mehr alleine auf die eigene Art und Weise angucken, also indem man alles anfasst. Einmal allein in einer Boutique eingeschlossen sein, mit den tollsten Klamotten, den unvorstellbarsten Kleidern, mit Schuhen und Mänteln und allem, was dazu gehört und alles mal durchfühlen und an sich ausprobieren, das wäre klasse. Ansonsten wird man bis an die Umkleidekabine begleitet. Mir ist es schon passiert, dass die Verkäuferin von außen rief: ‚Sieht gut aus!‘, obwohl der Vorhang der Kabine meiner Meinung nach noch zu war. Wir können nichts in Ruhe anprobieren und uns damit ganz allein vor dem inneren Spiegel hin und herdrehen.“ (Herrmann 2009)

Unbeobachtet tasten dürfen, der visuellen Kontrolle - dem sozialen Spiegel — einmal entronnen, die ja stets gut meinent daher kommt. Einmal ganz blind tastender Stoff sein dürfen, gibt hier einem eigentlich ja alltäglichen Tun einen ganz neuen und befreienden Sinn. Das Wechselspiel von tastender Hand und fühlendem Leib und einer beides zusammennehmenden Vorstellung in der eigenen Fantasie wird hier noch in Anhänglichkeit zur visuellen Vergangenheit als „innerer Spiegel“ aufgefasst, aber der erzählte Inhalt weist in utopischer Haltung bereits über dieses alte Bild hinaus.

6. Identitätsgewebe: Mode mit weißem Stock

Aber erneut können wir nicht hier stehen bleiben. War der Stoff am eigenen Leib eher ein privates und fast intimes sich vorantasten, so führen die blinden Wege auch natürlich immer mehr in das Licht der Öffentlichkeit. Blinde Schönheit ist nicht aus der Flirtgemeinschaft ausgeschlossen oder will es zumindest nicht sein. Das blinde Selbst gibt es nicht in Isolierung von der sehenden Gesellschaft. Blinde Schöne sind soziale Lebewesen. Das tast- und fühlbare Selbst - das Stoff-Ich - und die Erinnerung an das Spiegel-Ich - dort, wo es sie gibt - greifen aus zum visuellen hin. Hier wird das sich Präsentieren vor dem sehenden Publikum zum Leitmotiv. Das tastende Ich drapiert sich mit sichtbarem Schmuck, obwohl immer noch, gewissermaßen als Anker in der nicht visuellen Welt eigenen realen Wahrnehmens, „das aufregendste klimpernde Fußreifen sind“.

„Ich stelle mir vor: ich in meinem knall-roten Hosenanzug, ein weißes Hemd darunter, die Haare fallen mir

frisch vom Kopf bis an die Ellenbogen und die Hand, die den weißen Stock führt, ist geschmückt mit einem sündhaft teuren Armband mit wunderschönen bunten - nennen wir sie einmal - Steinen. ... Es ist doch eine Riesenchance, diesen Hingucker als Werbeplakat zu nutzen. Es geht mir letztendlich darum, den Stock in das eigene Körpergefühl einzubauen. Es ist mein Wunsch und meine Vision und ich arbeite an dieser Stelle an mir, so auf der Bühne des Lebens aufzutreten, dass ich den weißen Stock übertanze und überstrahle, er einfach in mein Selbstkonzept gehört." (Herrmann 2009)

Die blinde Frau ist ganz und gar nicht unsichtbar, sondern macht sich und ihren Körper sichtbar, um so weniger von der sehenden Gesellschaft und deren Männern ausgeschlossen zu werden. Und reicht doch in eine über das bloße Angucken hinausreichende Welt hinein.

Und bei allem neu gewonnenen Selbstbewusstsein bleibt doch immer der Kampf mit dem Stigma der Behinderung. Frau muss lernen, damit zu leben, mit Abwertung, Mitleid und Bewunderung. Bewunderung, die nicht die ist, die Frau sich wünschen könnte, angesichts innerer und nach Außen strahlender Schönheit, sondern angesichts der Bemeisterung eines vermeintlich ungnädigen Geschicks. Hier hilft erneut-wie eigendlich immer - nur Schlaueit und Humor:

„Mit einer Freundin war ich in einem recht dunklen und vollen Lokal tanzen. Dort konnte niemand meine Blindheit merken, weil die Blickrichtung nicht so genau sichtbar war und sich niemand frei bewegen konnte. Wenn ich dort jemanden kennenlernte und ins Gespräch kam, erzählte ich ihm erst nach circa 15 Minuten, dass ich blind bin, dann hatte er mich schon anders

kennengelernt und es war kein Hindernis, den Abend weiter gemeinsam zu verbringen und zu genießen." (Weinrichter 2009)

Hier macht sich die Autorin die Schwächen ihrer sehenden Männerumwelt zunutze, indem sie sich im blinden Fleck der Blicke-Jäger einnistet und dort ihre non-visuellen Trümpfe ausspielen zu können. Erst die Dunkelheit, die in diesem blinden Fleck der Sehenden entspringt, vermag das Blendwerk visuellen Flirt-Alltags und dessen Regime zu transzendieren. In diesen Dunkelheiten vermögen sich die Fuß- und Armbänder und ihre funkelnden Steine wieder mit Sinn aufzuladen. Ihn strahlen sie danach im Hellen des Alltags ab - und die Herrscher über diesen Tag meinen, sie hätten sich ihren Glanz vom Licht und von der Sonne geliehen.

Aber Halt, noch ein letztes Wort. Lassen wir es nicht bei List und Humor bewenden. Denn Monika Weinrichter und ihre Mit-Autorinnen rufen alle Zuhörer dazu auf, mit Mut und Selbstbewusstsein an sich zu glauben. So wollen sie in gemeinsamem Handeln und Gedankenaustausch einen Wandel herbeiführen. Sie sind eine Quelle möglicher erotisch-kultureller Bereicherung einer doch etwas visuell langweilig fixierten Gesellschaft.

Da wären wir gerne auch dabei. Dürfen wir so einer inklusiveren Gesellschaft entgegenflirten? Gegen den visuell ästhetischen Terror der Makellosigkeit! Wie wär's denn mit uns?

7. Schluss

Wir haben in diesem kleinen Aufsatz die Pandora der Identität immer wieder neu geöffnet. Zuerst prallten wir vor den Gegensatz von Innen und Außen, von persönlichem Identitätsentwurf und sozial aufgezwungener Stigma-Identität. Dann tat sich vor oder hinter dem Spiegel eine Kluft auf zu unserem Spiegelbild, der folgend wir auf ganz neue Sachen stießen, auf einen zwar wandlungsfähigen, aber dennoch belastbareren Stoff. Innen und Außen waren hier mit einer Hand zu umspannen. Wir waren ganz umhüllt und berauscht vom Stoffstadium. Eine emanzipatorische Alternative zum Spiegelstadium herkömmlicher normalistischer Wissenschaft.

Aber gleich entrollten sich die Stoffe wieder und enthüllten uns in das Licht des sozialen Tages hinaus, wo wir uns diamantengleich aussprechen mussten. Die Hände aus den Taschen gehoben und um den Stock gelegt erinnerte uns noch ein saches Klimpern von unseren Füßen her an unsere Stofflichkeit und unsere sanft changierende Seidigkeit woben wir mehr gedanklich als sensuell in das Klacken unserer Stöcke auf dem Asphalt. Und doch zieht es uns zurück in die Brutstätten unseres Eigensinns, in schummrige Tanzlokale und rein stoffliche Boutiquen, wo in blinden Flecken Dunkelheit und Luft zum Atmen und Raum zum Tasten hervorquillt. Eigensinn und Gemein Sinn wechseln sich ab. Mal wirft Frau sich einen Mantel über, mal lässt sie ihn fallen. Und immer so fort. Helligkeit und Dunkelheit in eine Gleichung zu bringen - sie wohl möglich unter Hinzuziehung tricksender Faktoren gleich zu setzen? Zu identifizieren? Unmöglich!

So ist das vorerst letzte kleine Kistlein, das wir nach und nach aus den anderen Kisten der Pandora-Identität entpackten, nur die Miniatur der ersten, klobigen Kiste auf der PSI - persönliche, soziale Ich-Identität - geschrieben stand. Und würden wir hier weiter fortfahren in der Entpackungs-Kunst, so würde es wohl immer so weitergehen.

Aber wir reden nicht nur darüber, philosophieren um es herum, theoretisieren gar unverdrossen - wir zeigen es, machen es sichtbar, rufbar, lassen es euch fühlen und tun es kund.

Tobin Siebers hat gezeigt, dass Behinderung ein stark ästhetisch verankertes kulturelles Konzept ist. Er schreibt:

„Als eine ‚Ästhetik der Behinderung‘ (disability aesthetics) bezeichne ich hier ein Programm, das die starke Präsenz von Behinderung in der Tradition ästhetischer Repräsentation herausarbeiten soll und das bestreitet, dass Ästhetik hinreichend durch die Darstellung des gesunden Körpers und unsere damit assoziierten Begriffe von Harmonie, Ganzheit und Schönheit bestimmt werden kann. Im Mittelpunkt steht hier vielmehr eine nach traditionellen Maßstäben ‚zerbrochene‘ Schönheit, die jedoch nicht weniger schön ist, sondern sogar noch schöner sein kann.“ (Siebers 2009, S. 8)

Dieses Konzept einer künstlerischen Ästhetik wendet sich auf die alltägliche Ästhetik an: Schönheit oder gutes Aussehen geben Behinderung ihren sozialen Sinn. Wer sich schön fühlt und als Schöne auftritt, die hat nicht bloß eine Idee vom guten, wahren und schönen Leben, sie lebt es auch aus sich heraus. Visuell, akustisch, taktil und olfaktorisch: Schönheit ist multisensorisch, vielsin-

nig. Nur wer sich als schön ansehen, anfühlen kann, die und der ist inkludiert. Nur wenn Behinderung als schön wahrgenommen werden kann, sind behinderte Menschen inkludiert und voller Identität.

Unsere Identität ist aber keine irgendwie geartete Behinderten-Identität, Blindenidentität oder was auch immer. Identitätsmanagement wie hier beschrieben löst auch Vorstellungen von einer reinen und isolierten Blindenwelt gepaart mit einer puristischen Vorstellung von deren Authentizität auf. Solche Vorstellungen wären ein Primitivismus analog zu den Ideen von reinen Naturvölkern oder wildem Denken. Blindheit ist vielmehr eine hybride Identität. Im Falle von Blindheit ist hybride Authentizität allerdings immer schon ein Fakt einer benachteiligten Gruppe, die gewissermaßen noch keine eigene Boutique in der Einkaufsstraße hatte, sondern die erst aus den alten Kleidern enthüllt werden wird. Und zwar als ein hybrides, das Sehende und Blinde gleichermaßen umfasst. Da Blindsein und Sehendsein sich überschneiden, somit also weder ein reiner Primitivismus blinden Seins noch eines sehenden Seins besteht, ist anzunehmen, dass der nicht visuelle Habitus jenseits der Spiegelungen auch Sehenden zukommen wird. Stoff für alle!

Literatur

- Bischof-Köhler, Doris: Spiegelbild und Empathie, Die Anfänge der sozialen Kognition, Bern 1989.
- Foucault, Michel: Dispositive der Macht, Berlin 1978.
- Foucault, Michel: Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M. 1988.
- Goffman, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt a.M. 1975.
- Goodall, Jane: Wilde Schimpansen, Frankfurt a.M. 1971.
- Gottschalk, Gesa: Das reflektierte Ich, In: GEO, Nr.10/2008, S. 72-84.
- Herrmann, Heike: Verliebt in mich selbst, In: Blinde Schönheit, Authentische Texte und Fotos von blinden und erblindenden Frauen, Marburg 2009.
- Lacan, Jacques: Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint, Bericht für den internationalen Kongress für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949, In: Jacques Lacan: Schriften 1, Haas, Norbert (Hrsg.) Weinheim/Berlin 1991, S. 63-70.
- Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1968.
- Reetz, Viola: Die Konturen des Unsichtbaren, In: Herrmann, Heike (Hrsg.): Blinde Schönheit, Authentische Texte und Fotos von blinden und erblindenden Frauen, Marburg 2009.
- Saerberg, Siegfried: Blinde Schönheit, Ein Radio-Feature, 2010.
- Siebers, Tobin: Zerbrochene Schönheit - Essays über Kunst, Ästhetik und Behinderung. Bielefeld 2009.
- Stawitzki, Marina: Ich bin ich, ob ich blind bin oder nicht, In: Herrmann, Heike (Hrsg.): Blinde Schönheit, Authentische Texte und Fotos von blinden und erblindenden Frauen, Marburg 2009.
- Tervooren, Anja: Der verletzte Körper, Überlegungen zu einer Systematik der Disability Studies, In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.): Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies, Tagungsdokumentation, Kassel 2003, S. 37-48.
- Waldschmidt, Anne: Verkörperte Differenzen - Normierende Blicke, Foucault in den Disability Studies, In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf (Hrsg.): Foucault in den Kulturwissenschaften, Eine Bestandsaufnahme, Heidelberg, 2007, S. 177-198.
- Weinrichter, Monika: Blindheit und Schönheit, In: Herrmann, Heike (Hrsg.): Blinde Schönheit, Authentische Texte und Fotos von blinden und erblindenden Frauen, Marburg 2009.
- www.ohrenblicke.eu (13.1.2011).